

(Nachdruck verboten.)

## 67) **Nu die Freiheit.**

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Der Krieg ist also noch nit am End'!“ seufzte die Bäuerin.

„Aber wohl bald,“ tröstete Kaspar. „Denn iht wird es also recht zugehen, daß die Unserigen mit stärkerer Kraft zuschlagen.“

„D,“ stöhnte Simon's Frau abermals, „wie viel Leben wird's noch kosten! Ich wollt', daß Ihr Mannsleute es einmal aushalten müßtet wie wir, jeden Tag Euch zu fragen: lebt er noch oder ist er allbereits todt? Haben die Kinder noch einen Vater oder nit? Ihr würdet das Raufen wohl lassen. Und es ist doch halt alles vergebens.“

„Nein, gewißlich nicht,“ versicherte Kaspar. „Unsere schweren Stücke, die morgen nach Würzburg abgehen, werden den Kehr aus aufspielen. Und dabei fallt's mir ein. Der lange Dienhart erzählte, daß der Rosenberger auch auf dem Marienberg ist. Da hätt' ich halt Lust, auch mitzuziehen.“

„Wenn's blos darum sein soll,“ äußerte Käthe mit einem leichtesten Achselzucken.

„Nit blos darum. Ich bin hier, ich mein' in Rothenburg, keinem mehr was nit.“

„Und an Deinen Vater denkt nicht?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„D, wohl, aber er wird nit dawider sein. Denn auch er braucht mich nicht mehr. Von wegen dem Krieg ist mit Handel und Wandel überhaupt nicht mehr viel los, und was unser Gewerbe als Luder ist, das steht iho ganz still.“

„Geh, glaub's ihm doch nit, daß er fort will,“ mischte sich Frau Ursel ein. „Er hat blos wieder seinen Spaß mit uns.“

„Mit nichten, es ist mein voller Ernst,“ versicherte Kaspar. Käthe schaute ihn mit ihren klaren Augen durchdringend an. Langsam sagte sie: „Freilich, wenn's so steht! Aber blos darum?“ Er hielt ihren forschenden Blick nicht aus, sondern wandte die Augen ab. Ihre braunen Wangen rötheten sich ein wenig höher, aber sie schwieg. Wenn sie nur ein einziges Wort gesagt hätte, aus dem er entnehmen können, daß seine Absicht ihr leid thäte, so würde er dieselbe aufgegeben haben, mit tausend Freuden. Er wartete vergebens. Zwischen ihren zusammenstehenden Brauen stand eine tiefe Falte. Sie errieth ja nur zu gut, was ihn wegtrieb; allein sie konnte ihm seinen Wunsch nicht gewähren, und er that ihr leid.

„Nu, denn ist das noch so,“ meinte Frau Ursel kopfschüttelnd und stand auf, um das Besperbrot zu besorgen.

Darüber kam Konz Hart in die Stube. Das war nicht mehr jene schlottende Hungergestalt, die in den ersten Tagen des Jahres mit Weib und Kind ausgetrieben worden. Er war jetzt gut genährt und mustulos, sein Gesicht aber war unheimlich finster. Es erzählte die Geschichte seines schweren Schicksals.

„Was giebt's, Konz?“ fragte Käthe.

„Ja, schau,“ versetzte er und schob verdrießlich an seiner Kappe hin und her. „Der Dorfmeister hat mich auch ausgemustert, daß ich mit den Geschützen morgen nach Würzburg soll.“

„Aber ist das schlimm,“ rief Käthe. „Just wo wir mit dem Heu alle Hände voll zu thun haben! Aber was kann da einer machen? Was sein muß, das muß halt sein.“

„Freilich, das muß sein; aber der Donner soll d'reinschlagen, daß es just so trifft,“ entgegnete Konz mit gerungelter Stirn.

„Nu, Käthe,“ mischte Kaspar sich ein, „wenn der Konz so schwer abkömmlich ist, ich wüß' wohl einen Ausweg. Geh' zum Dorfmeister, Konz, und sag' ihm, daß ich für Dich eintreten will und daß ich morgen in Gattenhofen pünktlich zur Stell' sein werde. Oder vielleicht, daß die Käthe mich lieber als Knecht für die Heumahd dingt?“ Er lachte gezwungen.

Käthe lachte nicht. Sie reichte Kaspar die Hand und drückte ihm kräftig die feinnige. „Da Du so wie so in Krieg willst, nehm' ich's an,“ sagte sie und fügte mit einem warmen,

von Mitleid leise verschleierten Blick hinzu: „Du bist gar gut und vielleicht — vielleicht kann ich's Dir später besser danken als in dieser Stund'.“

„Nu, denn geh' ich zum Dorfmeister,“ sagte Konz und verließ die Stube.

„Ja, es hat iht jeder seinen Willen, juch,“ rief Kaspar, so lustig, als ob ihm das größte Glück widerfahren wäre. —

Mittlerweile waren Florian Geyer und Bezold, nachdem sie sich in ihrer Herberge der Panzer entledigt hatten, einer Einladung Stephans von Menzingen zum Mittagsmahl in seinem Hause gefolgt. Der Pfarrer Denner hatte sich entschuldigt; er war zu seiner Pfarrgemeinde nach Leuzenbrunn geritten. Der alte Rektor Bessenmayer und Valentin Jälsamer, der lateinische Schulmeister, waren die Tafelgenossen jener. Die Männer blieben unter sich, nachdem die Hausfrau sie willkommen geheißt hatte. Wenn ihr Gatte die Gäste bat, fürlieb zu nehmen, so war dieses nur eine höfliche Lüge. Denn sein verwöhnter Gaumen hatte die Speisen und Weine ausgewählt. Er und der Schulrektor ließen jedoch allein den köstlichen Dingen volle Gerechtigkeit widerfahren. Denn Florian Geyer hatte sich selbst zu einem Spartaner erzogen, um von allen materiellen Bedürfnissen unabhängig zu sein, und Valentin Jälsamer, der unter beschränkten Verhältnissen erwachsen war, achtete als Gelehrter die ihm fremd gebliebenen Genüsse nicht.

Der Schultheiß von Ochsenfurt nöthigte dem Gastgeber mehr als einmal ein mitleidiges Lächeln ab durch seinen gesunden unterschiedslosen Appetit, mit dem er Speisen und Getränken zusprach. Auch hatte er weder Interesse noch Verständnis für die Bemerkungen, mit denen der aufmerksame Birih nach Art der Feinschmeder die einzelnen Gerichte seinen Gästen empfahl. „Eigentlich sollte man niemand trauen, der bei Tische ein zugelnöpftes Wesen behauptet,“ äußerte er, „denn wer könnte aus seinem Herzen eine Mördergrube machen, der von diesem saftigen Rehbraten genießt?“

„Da gäbe es wohl manchen in den Räten, den ich auf eine solche schmachhafte Probe stellen möchte,“ scherzte der Rektor.

„Allerdings wäre es nöthig, den heimlich schleichenden Verrath zu enthüllen,“ pflichtete Stephan von Menzingen ihm mit ernster Miene bei. „Schon vorgestern Abend, als ich die Freude hatte, den Bruder Geyer von Geyersberg von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß der Innere Rath die bürgerlichen Männer, welche jüngst in den Äußereren Rath gewählt worden, in den Augen der Bürgerschaft herabzusetzen bemüht ist, indem man ihnen Ämter übertrug, von denen sie nichts verstanden, nichts verstehen konnten.“

„So ist's,“ bestätigte der Rektor und Bezold stieß seinen Becher mit dem Rufe auf den Tisch: „An den Galgen mit den Schleichern!“

Valentin Jälsamer fügte hinzu: „Wir haben es nur vorhin erlebt, wie der Stadttadel die Praktiken übt, in denen bereits das alte Griechenland und Rom erfahren waren. Kämlid, daß man Männer, deren man sich entledigen will, mit ehrenvollen Aufträgen aus der Stadt schicket.“

„Aber mit mir ist's ihnen mißlungen,“ lachte Ritter Stephan und strich sich den Schnurrbart zu beiden Seiten in die Höhe.

Florian Geyer blickte mit seinen klaren Augen die anderen scharf an und fragte: „Soll ich das etwa so verstehen, daß auf die Bundestreue Rothenburgs kein Verlaß sei?“

Herr Stephan beeilte sich, ihn zu beschwichtigen. „Nicht doch! Wenn ich auch sagen muß, daß Rothenburg nicht eher eine feste Säule der Freiheit sein wird, als bis die Geschlechter ganz und gar vom Regiment entfernt sind. Ich rede frei von der Leber weg.“

„Wahr,“ bestätigte der lateinische Schullehrer. „In unserer Zeit sind nur noch demokratische Republiken möglich.“

„Darum bin ich der Ansicht, daß es gut wäre, wenn die Bauernschaft der Stadt gegenüber noch mehr sich kräftigte,“ nahm von Menzingen wieder das Wort. „Aber so trinket doch! Eure Becher bleiben immer noch voll. — Meiner Treu, wenn ich es recht bedenke, ein Bündniß etwa mit einem Fürsten wäre das richtige Ding. Verstehst dich mit einem, den die Stadt fürchtet.“

Hans Bezold legte erstaunt sein Messer hin und rief: „Was? Mit einem Fürsten? Und wir sind des Fürstenthums, sie alle abzuthun.“

„In Politicis gilt nur das heute,“ bemerkte Stephan von Menzingen gelassen.

„Das wäre der Teufel!“ waltete der Schultheiß auf, und Florian Geher, der mit seinen Blicken in die Seele des Ritters dringen zu wollen schien, sagte: „Du hast den Markgrafen Kasimir im Sinn?“

„Und wenn es so wäre?“ fragte der Hausherr lauernd. „Nein, es kann Dein Ernst nicht sein,“ rief Herr Florian and Unwillen röthete sein Gesicht. „Wäre es auch nur denkbar, daß die Bauern je ein Bündniß mit einem Fürsten schließen, so doch nimmermehr mit diesem Kasimir, der ebenso falsch wie grausam ist. Welche Treue können wir von einem Fürsten erwarten, der treulos gegen den eigenen Vater war? Die ganze Sippe ist falsch. Sein Bruder Albrecht brach seinen Schwur, um aus dem Ordensland Preußen für sich ein weltlich Herzogthum zu machen und dem Friedrich auf dem Marienberg traut man auch wie einem Fuchs. Hier der Bezold kann es Dir bestätigen und besser noch der Gregor aus Burgbernheim mit seinen 2000 Ansbachern, die vor Würzburg liegen, wie der Kasimir mit seinen Bauern stets ein doppelt Spiel gespielt hat. So auch mit uns. Als wir in Franken waren und ihm das Feuer gar nahe rückte, wie that er sich da auf als ein guter Landesvater und Volksfreund! Alle Häufen in Franken beschiede er mit den freundlichsten Briefen und als ein Freund des Evangeliums. Auch ich erhielt ein solches Anschreiben von ihm. Einen Waffenstillstand suchte er nach und als der ihm thörichter Weise gewährt wurde, fiel er während des Stillstandes mit seiner ganzen Macht über seine Bauern her und wüthete unter ihnen nicht anders, denn der Truchseß Jörg. Der Bauer hat nur einen Bundesgenossen, auf den er sich verlassen kann, weil beide denselben unverföhnlichen Feind haben, und das ist der Städter. Wenn es gelänge, zwischen den Bauernschaften und sämtlichen Städten ein Bündniß zu Wege zu bringen, dann stände die Freiheit auf festem Boden.“

„Dazu jage ich aus ganzem Herzen Amen,“ sprach Valentin Felsamer.

„Wohl, aber das eine schließt das andere nicht aus,“ antwortete Stephan von Menzingen mit vollem Munde. Er spülte den Bissen mit einem Becher hinunter und fuhr dann fort: „Seid Ihr durch das Bündniß mit Rothenburg stark, dann ist der Markgraf zu günstigen Bedingungen gezwungen. Und merket wohl auf: Mit beiden verbündet sprengt Ihr den Schwäbischen Bund, dessen Mitglieder beide sind. Wie dünkt Euch das? Solches wär's wohl werth, wenigstens des Markgrafen Meinung zu erforschen. Ich kann, meiner Treu, nicht anders als sagen, daß er sich mir stets als ein günstiger Herr erwiesen hat. Wenn einer, etwan Bruder Florian, mit mir zu ihm ritte, ich bürgte Euch dafür, daß er gut empfangen würde. Des Markgrafen Ansichten zu vernehmen, bindet und verpflichtet keinen Theil. Man könnte ja nachher weiter zu sehen.“

Der Schultheiß von Ochsenfurt erhob dagegen lebhafte Einsprache. „Das darf ohne Vorwissen des Bauernrathes nimmer geschehen. Ich lass' es nit zu, daß ein Mann, wie es der Geher ist, ohne Zusicherung freien Geleits in die Gewalt eines solchen Bauernfeindes sich begiebt. Bedenket doch, wie der Luther Herren und Fürsten zu wildem Grimm wider uns aufgestachelt hat? Ja, das wäre für den Markgrafen ein Jang. Lieb' ich ihn reiten, ich könnt's vor der Bauernschaft nimmer verantworten, und seine Schwarzen hauten mich in Stücke.“

„Was läge an meinem Leben, wenn ich damit der Freiheit dienen könnte?“ äußerte Florian ruhig und schlicht. „Aber es bringet dem Wolf keinen Gewinn, mit dem Fuchse zu jagen.“

„So bringt die Sache erst an den Bauernrath und verliert damit eine kostbare Zeit,“ murkte Stephan von Menzingen voll innerem Zorn über die Erfolglosigkeit seines Vorschlages. Sein brennender Ehrgeiz, die oberste Macht in der Stadt an sich zu bringen, hatte sich nicht im geringsten abgekühlt. Im Einverständnis mit dem Markgrafen glaubte er den Kiegel aufsprengen zu können, den das Bündniß der Bauern mit der Stadt ihm vorschob, indem es den Bestand des gegenwärtigen Regiments gewährleistete. Der Markgraf, so hoffte er, würde die Bauern von ihrer Einmischung nicht zurückhalten, wenn er es unternahm, die Herrschaft von allen patrizischen Elementen zu säubern. Die geheimen

Abichten des Markgrafen selbst auf Rothenburg zählte er zu seinen stärksten Bundesgenossen. In jedem Falle aber hatte er an ihm einen sicheren Rückhalt, wenn sein Plan mißlang. „Wohl,“ rief er sich beherrschend, „erachtet Ihr Euch für gebunden, so will ich wenigstens auf eigene Hand an den Markgrafen schreiben und seine Meinung erkunden. Und jetzt nichts mehr davon. Trinket, liebe Freunde, und seid fröhlichen Herzens!“

Dem griff er nach der silbernen Kanne, um die Becher seiner Gäste frisch zu füllen. Indem wurde auf dem Rathhausthurm die sechste Stunde angeschlagen. Florian Geher zog seinen Becher mit der Erklärung zurück, daß es just die mit dem Bürgermeister verabredete Zeit sei, um die versprochenen Geschenke in Augenschein zu nehmen. „Auf Wiedersehen morgen in St. Jakob!“ Er stand von der Tafel auf und Bezold folgte seinem Beispiele, indem er noch schnell seinen eben gefüllten Becher austrank. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Bei paßt nich' för des' Welt.

Von E. Jahn.

Eine wilde Nacht! Aus der schwarzen unendlichen Tiefe, die durch Himmel und Wasser gebildet wurde, schob der Sturm, wie der leuchtende Athem eines Riesen. Das Meer brodelte wie ein Herdenschiff und schlug an den Strand, daß die Erde erzitterte. Groll und unheimlich lang der Schrei der Wäven, die wie in ruheloser Angst hin und her flatterten.

Auf dem „Altkiel“ am Fuße des Leuchthurns standen zwei Männer. Das faltenreiche Gesicht des Einen erchien von dem Seewasser wie gepölkelt und die Haare, die unter seinem „Südwest“ hervorflatterten, waren vor der Zeit gebleicht, während der Andere erst kaum die Jünglingsjahre erreicht zu haben schien. „Stephen Pobeus“, wandte der Alte, das Nachtsenrohr vom Auge nehmend, sich an seinen jungen Gefährten, „Du paßt nich' in dei Welt! Du heßt immer den'n Hahnsaut in dei Tasch.“

„Ja, Vatter Jansen, dat seggen Sei so! — Wenn dat gelt, in Storm un Nacht ruitangahn und Lür tau reddden, war id nich' dei Lezt siun — doch mit Mite is dat sonn' anner Sa.“

„Dat Du 'nen düchtigen Kierl büst, weit Jedwetein in'n Dörp un dorüm künn id Di ool as Schwiegerjohn woll lieden. Heft Du denn mit ehr noch nich' spraken?“

„Je, wat red' Ji, Vatter Jansen,“ wehrte der Jüngling erlöthend ab.

„Na, id glöv, Du heft ehr't doch all seggt.“

„Wer heft Jug dat vertellt?“ frug überrascht Stephen Pobeus.

„Wat sār sei dortau?“ forschte der Alte weiter.

„Sei wir nich' mihr fri.“

„Wo! wo wir denn dat möglich! Dorvon weit id ol nich' 'ne Spier!“

„Dat sār sei ol.“

„Dat is denn doch tau dull! Wennir heft Du ehr sproken?“

„Lezten Sānddag, as Ji nah denn ollen Jürz dal gahn wiren.“

„Dat pakte Di woll so recht in Dinen Kram?“

„Sei set up denn Hof un siidt Ketten, un as id bör ehr stünn; dunn wir mi grad, as wenn mi'n Stein up de Post leg, dat id kein Lust kriegen künn. Aewer runne müßt hei un runne tem hei —“

„Na, un sei?“

„Stephen“, sār sei, „Stephen, Du büst 'nen drākten Kierl, un jere Māten kann stolz siun, wenn Du ehr friegen deist — man min Hart is nich' mihr fri, id hef min Wurt ol geben.“

„Man tau, man tau“, drāngte der Looije. — „An wen? frog id dor.“

„An den!“ und zornig sprigte der Alte den Tabaksstaub aus dem sinken Mundwinkel: „Dat is ja um ut dei Hut tau frohen! Min kind! min Döchter und dei Nāswater! Ru weit id ol, worum hei vör drei Johren immer um min Dör schlet, as dei Wöb um denn Dubenschlag! Un id olle dumme, blinde Kierl, höll min Mite dunntaumen noch för ein kind!“

„Vatter Jansen, dei Hinrich is 'nen ganzen schieren Kierl, un sei meint ja, hei müßt ball werrelamen un den gest' ne Hochtid.“

„Der heft id denn doch'n Wurt noch mitanspreken!“

„Ja, wat heft Ji an Hinrich uitauetten?“

„Dat hei 'nen Windbüdel is! Ne, Stephen, min kind kriegt kein Anner, as Du.“

„Wenn sei nu äwer Hinrich leitwer heft, as mi?“

„Du büst 'nen Döskopp un paßt nich' in dei Welt. Ja müßt wohrhaftig, dat dei olle Kahn mit Mann un Mus un Hinrich in den Grund giung!“ rief ärgerlich der Alte.

„Herr Gott, Vatter Jansen, verjündigen Sei sich nich!“ unterbrach ihn entsetzt sein Gefährte.

In diesem Augenblick bligte weit, weit draußen auf der See ein Schuß auf, der Knall desselben verhallte in dem Brausen des Sturmes, aber ein zweiter, dritter Schuß bligte auf, kündend, daß Menschen in Gefahr um Hilfe und Rettung flehten. Der Wind hatte von Minute zu Minute an Wuth zugenommen und raste daher.

## Kleines Feuilleton.

als wollte er das Meer aus seiner Tiefe schleudern und die Erde aus ihren Angeln heben.

Der „Seelenbarger“ wurde klar gemacht, und sechszehn unerschrockene Lootsen suchten denselben aus dem Hasen zu rudern, doch erwies sich die Strömung zu stark, sie konnten das Boot nicht vorwärts bringen. So mußte man das Fahrzeug über die Steinmole des Hafens heben und in die Brandung an der Klüfte bringen. Wie ein gieriges Ungeheuer stürzte die See daher, den grünen Wellenrachen aufreisend, in dem die weißen Schaumzähne blühten, um die kleine Ruffschale zu verschlingen, die es wagen wollte, ihr die Weite zu entreißen. Doch machtlos zersplitterten ihre Zähne an den Stahlplanen des Bootes, an denen das rothe Kreuz auf weißem Felde hell glänzte, und wie sie die braven Männer auch umfaßte und umschürzte, ihre Glieder erstarrend, unerschrocken rangen sie mit der Rasenden, ihr die breite Brust entgegenstemmend.

Nach langer, aufreibender Anstrengung und Arbeit war der „Seelenbarger“ stoff geworden, und die Lootsen legten sich in die Riemen. Wie eine vielbeinige Wasserspinne kroch das Fahrzeug über die Wellen dahin, bald hoch emporgeschleudert, bald niedergezogen, bald in Gischt und Schaum begraben, aber der Ente gleich immer wieder emportauchend und die Wassermassen von sich abschüttelnd. Das Magnesiumlicht am Strande warf seinen fahlen Schein in die schwarze, unheimliche Tiefe hinaus und beleuchtete grell das Brack eines Schiffes, über das die Wogen dahinstürzten, als breiteten sie ein weißes Todtenlaken über dasselbe. Dunst krachte und splitterte der Rumpף unter diesen wilden Umarmungen, und laun schien die See erwarten zu können, daß der letzte Nagel nachgab, die letzte Planke sich löste, um ihr Opfer in Empfang zu nehmen.

Aber näher und näher kam die Hilfe. Die mutigen Männer kämpften mit Einsetzung ihres eigenen Lebens, die Unglücklichen dem Verderben zu entreißen, dem sicheren Tode.

Endlich ist das Brack erreicht. Von dem Bord des Schiffes müssen die dort an den Tauern sich anklammernden Menschen in den „Seelenbarger“ springen, wehe demjenigen, der zaudert, denn die nächste Welle hat das Boot weit, weit in die empörte See hinausgerissen. Aber wieder strebt es heran, wieder und immer wieder, bis alle gerettet sein werden.

Nur der Kapitän und ein Steuermann befanden sich noch auf dem Brack, zum letzten Male näherte sich das Boot demselben, da rollte eine mächtige Woge daher, als wollte die See ihre Opfer nicht fahren lassen, und warf sich mit Wuth auf das dem Verderben geweihte Menschenwerk, daß es krachend und splittend zerbarst und in die schäumende Tiefe versank.

Da die Lootsen sich ganz nahe bei dem Brack befanden, konnten sie die Gesichter der bleichen Männer deutlich erkennen, die Angst und Entsetzen verzerrte, konnten sie die Hände hilflos ausstrecken sehen und mußten sie doch machtlos ihrem Schicksal überlassen. Ein geller Aufschrei, der vom Lande beantwortet wurde, bebte auf Aller Lippen, aber noch war er nicht verhallt, noch hatte die See ihr Opfer nicht verschlungen, da rief eine heisere Stimme: „Dat is jo Hinrich Gornigla!“ und bevor die anderen Lootsen es verhindern konnten, oder seine Absicht auch nur ahnten, hatte sich Stephen Podens dem Untergehenden nachgestürzt und ihn mit starkem Arm erfast.

„Stephen, Stephen, bist Du ganz vum Sinnen?“ kreischte der alte Janßen.

„Still!“ Klang die helle, klare Stimme des Lootsenkommandeurs durch Sturm und Wogen, wie die Schlachttrumpete: „Jungs, nun zeigt, was Ihr könnt, arbeitet bis zum letzten Athemzuge, unseren Kameraden zu retten!“

Und da hättet Ihr sehen müssen, wie die wetterharten Gesellen sich in die Mader legten! In weiter, weiter Ferne erblickten sie die Jünglinge, und es schien, als zöge sie die Fluth wieder, aber der Korpanzer, mit dem jeder Lootse umgürtet ist, trug sie und riß sie immer wieder aus der schaurigen Tiefe empor. Mit Schaum und Gischt bedeckte sie die Fluth, großend vor Zorn und getäuschem Blutdurst.

Stephen Podens hielt den bewußtlosen Hinrich Gornigla mit erstarrten Händen über Wasser, mehr und mehr fühlte er seine Kräfte schwinden, vor seinen Augen wurde es Nacht, alles klang, als läme es aus weiter Ferne, er wurde so matt, so matt — wenn die Hilfe nicht bald kam, war es zu spät, er fühlte es. Aber mochte der Sturm seinen breiten Rachen gegen das Fahrzeug stemmen, mochten die Wogen sich ihm rasend entgegenwerfen, ihre Schaumlöcher schüttelnd, nichts vermochte die wühende Anstrengung der Seeleute zu hemmen, vorwärts schoß das Boot, unwiderstehlich vorwärts! Und jetzt, jetzt hatte es die Schwimmenden erreicht, und mit fast übermenschlicher Mühe wurden die Weiden dem nassen, kalten Grabe entzissen.

„Mite, Mite, id bring' em di!“ das waren die letzten Worte, die von Stephen's starren, bleichen Lippen bebten.

Hinrich Gornigla erholte sich wieder, aber bei Stephen Podens blieben alle Belebungsversuche erfolglos, starr und blaß lag er auf dem gelben, vom Winde aufgewirbelten Sand der Düne, aber seine Züge waren wunderbar verklärt.

An seiner Seite kniete der alte Janßen, dem die hellen Thränen über die Wangen rollten, und der kopfschüttelnd einmal über das andere Mal meinte: „Hei paßte nich in dese Welt!“ —

### — Der Friedenskongreß von 1850 in Frankfurt a. M.

Ein „Altfrankfurter“ schreibt der „Frankf. Ztg.“: Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß genau an dem Tage (29. August), an dem uns Lesern der Abrüstungsvorschlag des Zaren bekannt wurde, vor 48 Jahren hier in Frankfurt a. M. in der Paulskirche ein Friedenskongreß bejchied von 6—800 Männern aller Nationen, zusammentrat. An der Spitze dieser Versammlung standen Männer wie Richard Cobden, hervorragende französische Geistliche wie Coquelin, Cormenin, der bekannte Amerikaner Elihu Burrit u. s. w. Der damalige hessendarmstädtische Minister Jaup, der auch eine Zeit lang dem vorangegangenen deutschen Reichsparlament vorstand, hatte die Präsidentschaft übernommen. Eine interessante Erscheinung auf diesem Kongreß waren eine Anzahl Negers-Farmer aus Amerika, nicht etwa Halbblut, nein, reine Neger, die sich jedoch in ihrem Auftreten und Gebahren in nichts von anglistanischen Geistlichen unterschieden. Am meisten angestaunt wurde der Sohn eines Häuptlings der Indianer aus Nebraska, mit Namen Ka-ga-ga-buh, schon wegen seiner heimatlichen Tracht, in der er sich zeigte und in der er auch sprach, und zwar in gutem Englisch. Zu seiner am 31. August gehaltenen Rede versichert er die Versammlung der Friedensliebe aller amerikanischen Indianerstämme und giebt dieser Friedensliebe damit Ausdruck, daß er dem Präsidenten Jaup, in offener Sitzung, die Friedensspise überreicht. Ein Stück far west war somit in natura in die Frankfurter Paulskirche verpflanzt. Was die Versammlung selbst anbelangt, so war ihr Verlauf ihrem Zwecke gemäß. Richard Cobden hielt eine fulminante englische Rede über die Wohlthaten des Völkerverfriedens und unser verdorbener Professor Creizenach schloß sich seinen Bestrebungen ebenfalls in einer vortrefflichen Rede an. Die französischen Geistlichen, die alle Protestanten waren, glänzten nicht minder durch ihre Reden. Auch italienisch ließ sich ein Redner, Namens Salieri, vernehmen. Kurz, man redete in allen Zungen und die Versammlung war voll des heiligen, friedlichen Geistes. —

ss. **Fischfang durch Gewehrschüsse.** Ueber dieses Thema findet sich in der italienischen „Rivista di Artiglieria e Genio“ eine interessante Mittheilung. Major Michellini, der Verfasser derselben, war Leiter des Artilleriebetriebes in Massana und erhielt als solcher Gewehre des Modells 1891, um eine größere Zahl von Versuchsschüssen damit vorzunehmen. Er hatte dazu auf dem Schießplatze, unmittelbar an dem Gestade des Nothen Meeres, Zielscheiben aus Kisten und Steinen errichten lassen. Eines Tages fiel es ihm ein, einige Schüsse gerade in das Meer unter einem Winkel von 45 Grad abzufeuern, und er bemerkte, daß an einer von einem Schusse getroffenen Stelle ein Fisch auf dem sandigen Meeresboden lag. Er glaubte zunächst, denselben regelrecht erschossen zu haben und ließ ihn aus dem Wasser holen. Zu seinem Erstaunen aber hatte der Fisch keine Verletzung an sich, sondern er mußte von dem Schusse betäubt worden sein. Diese Wahrnehmung gab erwünschte Gelegenheit zu einem neuen Zeitvertreib, indem man auf Fische schoß, die man in einiger Entfernung unter dem Wasser schwimmen sah, ohne direkt auf sie zu zielen, sondern nur annähernd auf ihre Richtung feuerte. Es gelang jedesmal, den Fisch zu betäuben, und zuweilen sogar, ihn zu tödten, ohne daß das Geschos auch nur ein einziges Mal getroffen hätte. Man hat hier also eine neue Art des Fischfangs vor sich, die nicht viel Geschicklichkeit seitens des Schützen verlangt, sondern nur die Beachtung der einen Regel, daß das Geschos mit einer gewissen Reizung auf das Wasser aufzutreffen muß, um in dasselbe einzudringen; schlägt das Geschos zu flach ein, so wird es von der Wasseroberfläche zurückgeschlagen und tanzt über dieselbe hin wie ein gewöhnlicher Kieselstein, den ein spielender Knabe flach gegen die Wasseroberfläche wirft. Daß der Fisch sogar getödtet werden kann, ohne daß ihn ein Geschos selbst trifft, ist nicht so schwer zu erklären. Wenn das Geschos eines Gewehrs von großer Anfangsgeschwindigkeit in das Wasser eindringt, so wirkt es ähnlich wie eine Dynamitpatrone, indem die Fluggeschwindigkeit von 600 Metern in der Sekunde plötzlich einen außerordentlich starken Widerstand findet, die Flüssigkeitsschichten bestig zusammendrückt und dieselben in einem gewissen Umkreise einer außerordentlich gewaltigen Störung unterwirft. Nach den Versuchen von Michellini ist diese Wirkung in einem Umkreise von 60—70 Zentimeter um den Einschlagspunkt des Geschosses stark genug, um alles Leben im Wasser zu zerstören. Freilich darf man nur eines der neuen Gewehre dazu benutzen, die ein kleines Kaliber besitzen und ihrem Geschosse eine bedeutende Anfangsgeschwindigkeit verleihen. Schon das Vetterli-Gewehr, das alte italienische, genügt nicht zur Erzielung günstiger Resultate beim „Fischschießen“. Michellini macht darauf aufmerksam, daß diese Wirkung des feinkalibrigen Geschosses im Wasser auch die Schwere der Verletzungen im menschlichen Körper erklärt, wenn ein solches Geschos weiche Theile trifft, die stark mit Flüssigkeit gefüllt sind. Auch hier erfolgt dann die gleiche, an eine Dynamitpatrone erinnernde Sprengwirkung, die die Verletzung auf eine weite Umgebung um den Schußkanal herum verbreitet. —

### Literarisches.

1. Karl Theodor Schulz: „Seelenkämpfe“. Berlin. 1898. Richard Edstein Nachf. — Auf dem Gebiete der Literatur wird ja viel, sehr viel gesündigt; derjenige, dem viele Bücher, namentlich belletristischen Inhalts, durch die Finger gehen, wird mit der Zeit gegen derartige Sünden abgehärtet werden.

Etwas derartig Pflumpes und Unwahres aber, wie es sich der Verfasser in dem vorliegenden Buche geleistet hat, wird glücklicherweise doch nur selten vorkommen. Da die einzelnen Novellen des Buches in jeder Beziehung werthlos sind, so lohnt es sich gar nicht, erst näher auf den Inhalt derselben einzugehen. Eine besondere Eigenschaft des Verfassers ist es, bei allen direkten Reden den Artikel fortzulassen, oder wenn es ihm gerade einfällt, nach einem Komma oder Semikolon mitten in der Rede einen neuen Absatz zu beginnen. Erwähnen wir hierzu noch die etwas längliche und gänzlich unverständliche Einleitung, in welcher von sozial-ethischer Wirkung, Größenwahn der modernen Schriftsteller gesprochen wird, sowie auch davon, daß das vorliegende Buch kein Kunstwerk, wohl aber eine Dichtung sein soll, so kann man sich ungefähr ein Bild von dem Ganzen machen.

### Gesundheitspflege.

ie. Ob eine Vergiftung durch emaillierte Kochtöpfe möglich ist, mußte, wie das „Journal de Pharmacie“ meldet, kürzlich in Bordeaux festgestellt werden, wo eine Person gestorben und mehrere erkrankt waren, nachdem sie eine in emaillirter Kasserolle gekochte Creme genossen hatten. Der Topf unterschied sich durch nichts von denen, die in allen Küchen zu finden sind, er war innen weiß und außen dunkelblau emaillirt. Es wurde angenommen, daß die innere weiße Emaillierung ein giftiges Metall enthalte, das sich auflöst und beim Kochen mit der Creme vermischt habe. Natürlich erregte dieser Fall in allen Haushaltungen der Großstadt eine äußerste Beunruhigung, und die meisten beeilten sich, die emaillirten Geräthe aus ihren Küchen zu entfernen. Obgleich sowohl an dem Verstorbenen die Thatsache der Vergiftung als auch der Giftgehalt in der Speise in Gestalt von Stomachal nachgewiesen werden konnte, so ergab die Untersuchung des Email auf Vorhandensein eines giftigen Minerals durchaus ein negatives Resultat. Immerhin war es auch nach diesem Ergebnisse noch von Berth, daß nunmehr ein französischer Chemiker sich daran machte, verschiedene Arten von Email, die zur Auskleidung von Kochgefäßen benutzt werden, genau zu untersuchen. Es wurden vier Kochtöpfe ausgewählt: zwei aus derselben Küche, aus der der Unglücksfall hervorgegangen war, der dritte in einem großen Kaufhaus und der vierte von einem Händler auf der Straße gekauft. Die Analysen ergaben, daß das Email hauptsächlich aus Kiesel, Zinn und Aluminium und daneben aus kleinen Mengen von Zink, Kalk und Kalium bestand, soweit die Metalle in Frage kamen. Arsenik sowohl als Blei und Bor fehlten gänzlich. Es hätten ja auch schon viele Vergiftungen vorkommen müssen, wenn das Email der Kochtöpfe löslich wäre und giftige Bestandtheile in größeren Mengen enthielte. Immerhin sollte, da die Herstellung eines giftfreien Email möglich ist, dieselbe auch gesetzlich bestimmt werden. Wenn ein Bestandtheil unter den genannten überhaupt schädlich werden kann, so ist es das Zinn, denn es ist durch verschiedene Untersuchungen festgestellt worden, daß die in zinnernen Büchsen erhaltenen Konserven gelegentlich Vergiftungserscheinungen hervorrufen können, die sich in leichten nervösen Störungen, Benommenheit des Kopfes, Erschlaffung der Kräfte, Abmagerung, Blutarmuth und anderen unbestimmteren Krankheitsäußerungen zeigen, wie sie auch bei leichten Fällen anderer chronischer Metallvergiftungen beobachtet werden. Das Zinn der Büchsen löst sich nämlich, wenn die Konserven Säuren enthalten, namentlich in Weinstein- und Essigsäure, und geht dann häufig in gewisse saure Verbindungen über. Diese können in der beschriebenen Weise zu einer chronischen Vergiftung führen, wenn jemand gezwungen ist, etwa bei Verpflegung auf langen Seereisen, sich wochenlang mit Konserven zu ernähren. Werden solche Konserven nur gelegentlich oder nur für kurze Zeit genossen, so ist die Menge der schädlichen Zinnsalze zu gering, um die Gesundheit zu gefährden.

### Aus dem Thierleben.

Ueber die Vererbung der Haarfarbe beim Pferde hat der verstorbene Professor Wildens Untersuchungen angestellt. Bei 1000 Paarungen gleichfarbiger Vollblutpferde ergab sich 856 mal die Vererbung der Haarfarbe. Bei 1000 Farbkreuzungen erbten 437 Fohlen die Farbe des Vaters, 508 Fohlen die der Mutter; 55 wurden andersfarbig. Bei Farbenreinheit überträgt sich die Fuchsfarbe am häufigsten, 976 mal unter 1000. Bei Farbkreuzungen nimmt dagegen die braune Farbe die erste Stelle ein, während sich die Rappfarbe am seltensten vererbt, so daß unter 1000 Paarungen bei Rapphengsten 116, bei Rappfühen nur 92 Rappfohlen gezüchtet wurden. Auch bei englischen Vollblutpferden wird bei Farbenreinzücht die Fuchsfarbe weitaus am häufigsten (946 : 1000), bei Farbkreuzungen dagegen am leichtesten die braune Farbe übertragen, die Rappfarbe wird nur spärlich vererbt. Araberpferde, Vollblut und Halbblut, vererben in 1000 Fällen bei gleichfarbigen Eltern 837 mal die Haarfarbe, bei Farbkreuzungen war vererbt unter 1000 die Farbe des Vaterpferdes 313 mal, die Farbe der Mutter 566 mal, während 121 mal andere Farben auftraten. Bei Farbenreinzücht überträgt sich hier am häufigsten die Schimmelfarbe (9/10) und ebenso bei Farbkreuzungen (729 : 1000), ihr folgt die braune Farbe. Das Ergebnis dieser Versuche besagt also, daß sich im allgemeinen die Fuchsfarbe am leichtesten, die Rappfarbe am schwersten überträgt.

### Geologisches.

Eine merkwürdige Quelle ist beim Dorfe Eichenberg im Grenzgebiete der Provinzen Sachsen, Hannover und Heßen zu sehen. Sie fließt zwei Stunden lang stark und dann die gleiche Zeitdauer wieder schwach, so daß sich hierin gewissermaßen eine starke Ebbe und Fluth wiederpiegelt. Diese Quelle, „Karlstrümmen“ genannt, entspringt im höchsten Theile des Dorfes. Touristen aus aller Welt suchen sie auf und beobachten mit höchstem Interesse den Uebergang von der schwachen zur starken Strömung. Nach einem plötzlich erfolgenden dumpfen unterirdischen Getöse steigt das Wasser im Grottenboden schnell um 25 Zentimeter, und die Auslaufsröhre, die eben nur zu einem Fünftel gefüllt war, vermag jetzt die anstürmenden Wasser nicht zu fassen. Nach zwei Stunden nimmt der Quell ebenso plötzlich, wie er gestiegen ist, wieder ab. Die in den Stunden starken Quellens ausgepumpten 200 Liter Wasser auf die Minute speisen eine für das Dorf angelegte Wasserleitung. — Unter den Sauerlingen des Egerlandes, deren Ausbruchstellen parallel zu den Franzensbader Quellen verlaufen, befindet sich einer, der einige Minuten hindurch mit polterndem Geräusch sein Wasser hervorprudelt, während er gleich darauf mehrere Minuten lang ganz versiegt.

### Technisches.

Eine der interessantesten Schmalspurbahnen der Welt ist wohl diejenige zwischen Siliguri und Darjeeling in Indien. Obwohl diese Linie nur 75 Meilen lang ist, steigt dieselbe doch nicht weniger als 7000 Fuß. Die Spurweite beträgt zwei Fuß, der Verkehr wird durch kleine Lokomotiven im Gewichte von 12 Tonnen vermittelt, welche einschließlich des Eigengewichtes eine Last von 39 Tonnen bei einer Durchschnittssteigung von 1 : 25 schleppen können. Die Baukosten dieser Linie betragen per englische Meile 74 200 M., also insgesamt 5 565 000 M.

### Humoristisches.

Der Lebensretter. „Ah! Servus, Herr Major!“ — „Kerl, was erstreckt er sich, mich hier anzusprechen!“ — „No, Sie ham mir ja im Feldzug 's Leb'n gerett'!“ — „Ah so! Das ist was anderes! Da habe ich Sie wohl herausgehauen oder wie war denn das!“ — „Davo'g'lossen jans und i bin Ihna nah'g'lossen!“

(„Simplicissimus“.)

Eine schwedische Anekdote wird in der „Bohemia“ erzählt. Schlimm ging es einem jungen Deutschen, der etwas schwedisch gelernt, in einer großen schwedischen Gesellschaft. Der junge Mann fragte eine der vielen Fräuleins: „Is Frikka all in Tajska west?“ („Sind Sie, mein Fräulein, schon in Deutschland gewesen?“) Die ganze Gesellschaft, besonders die jungen Damen sahen sehr verlegen zu Boden. Der junge Mann konnte sich gar nicht erklären, welche Ungeheuerlichkeit er begangen hatte. Erst später empfing er in Herrentreffen Aufklärung. Ein wirklicher alter Schwede sagte: „Bester Herr, Sie haben uns da eine böse Geschichte angerichtet. Während des dreißigjährigen Krieges waren ja fast alle schwedischen Männer in Deutschland. Wenn nun nicht hin und wieder die schwedischen Franten ihren Männern nachgereist wären, so wären die schwedischen Familien ausgestorben. Wenn heute ein kleiner Schwede geboren wird, so jagen die Schweden von der Mutter, „sie ist in Deutschland gewesen.“ So hätten Sie also das Fräulein nicht fragen sollen.“

### Vermischtes vom Tage.

Auf der Aplerbecker Hütte (Westfalen) fiel ein Maurermeister bei Reparaturarbeiten in ein mit siedendem Wasser gefülltes Bassin. Er wurde sofort wieder herausgezogen, starb aber schon während des Transports zum Krankenhaus.

Eine Zündschnurfabrik in Linn (Rheinprovinz) ist vollständig niedergebrannt. Die Pulverlager konnten noch rechtzeitig geräumt werden. Ein Mädchen ist schwer verletzt.

Ein schweres Unwetter mit starkem Hagelschlag und wolkenbruchartigem Regen hat die nördlichen Theile von Balde sehr geschädigt. In Kirchlosheim fuhr der Blitz durch die Wohnstube eines Hauses und tödtete die Frau eines Gutsbesizers, während die daneben sitzenden Kinder unverletzt blieben.

Der Volkshochschul-Verein in München hat im Winterhalbjahr 1897/98 16 Lehrkurse zu je 6 Vorlesungen veranstaltet. 1870 Personen nahmen daran theil, 350 mehr als im Vorjahre. Dabei ist die Zahl der Handwerker und Arbeiter von 29,72 pCt. im Vorjahre auf 12,5 pCt. gesunken.

In Berchtholdsdorf, einer Sommerfrische bei Wien, stieß ein Fiaker mit einer Dampfstrahlenbahn zusammen. Von der im Wagen sitzenden Familie wurde die Frau sofort getödtet, der Mann und eine Tochter schwer verletzt.

Im Hafen von Varenzo (Italien) fingen drei zwölfjährige Fischerjungen einen beinahe zwei Meter langen Haifisch. Er hatte sich im Nege so verstrickt, daß er noch im Wasser erstarrte.

In Sussigne bei Cettigne äscherte eine Feuerbrunst 250 Häuser und mehrere Moscheen ein. Mehrere Personen sind verunglückt.

c. e. Zwischen der Stadt Belluno und der Ortschaft Verarolo, dem Mittelpunkt des italienischen Holzhandels, soll eine elektrische Eisenbahn von mehr als 36 Kilometern Länge gebaut werden — die erste in Italien.